

„Werte und Wertewandel in Moderne und Postmoderne“

I. „Wertewandel“ und Sozialkultur in der Bundesrepublik

Privatheitsformen und Zusammenleben

Geschlechterbeziehungen

Sexualmoral

Freizeit und „Erlebnis“

Säkularisierung und Entkirchlichung

II. Sozialwissenschaftliche Wertewandelforschung: Leistungen und Desiderate

Clyde Kluckhohn: Eine Definition

Ronald Inglehart: Materialismus und Postmaterialismus

Helmut Klages: Pflicht und Akzeptanz versus Freiheit und Selbstentfaltung

Grenzen: methodisch – thematisch – zeitlich

III. Projekt ‚Historische Wertewandelforschung‘

Historische Irritationen

Geschichtswissenschaft und Wertewandelforschung

Historische Erweiterungen

Fragen, Themen, Konzeption

IV. „Wertewandel“ in der Bundesrepublik: Eine Zwischenbilanz

„Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde“ – unter diesem Titel beschreibt Friedrich Christian Delius den 4. Juli 1954, einen Tag in der autoritären Enge eines Pfarrhauses in einem nordhessischen Dorf, sein Ortsbild geprägt von Ortsbewohnern im Sonntagsstaat, von Landwirtschaft und Kleingewerbe, Pferdefuhrwerken und nur ganz wenigen Autos, jenen 4. Juli 1954, als ein 11jähriger Junge, sehr zum Mißfallen des gestrengen Vaters seiner vier Kinder, die knisternde Radioreportage aus Bern verfolgt, wie Rahn von der 16 Meter-Linie aus das drei zu zwei schoß.

Als langhaarige Spieler mit überdimensionierten Koteletten am 7. Juli 1974 dank Bernd Hölzenbeins Schwalbe gegen die ziemlich überlegenen Oranjes die zweite Weltmeisterschaft für die Bundesrepublik holten, da hatte sich auch das Leben im nordhessischen protestantischen Pfarrhaus verändert. Statistisch gesehen lebte ein 11jähriger Junge in einer Familie mit zwei Kindern. Sie war in den letzten Jahren zu bescheidenem Wohlstand gekommen, besaß ein Auto und verfolgte am eigenen Fernseher im ersten von drei Programmen die Übertragung aus München.

Als Andreas Brehme am 8. Juli 1990 den ebenso berechtigten wie entscheidenden Elfmeter im argentinischen Tor versenkte, stellte sich einem 11jährigen Jungen die Frage, an welchem der drei Fernseher im Haus er das Spiel ansah; vielleicht hielt die ältere Schwester eines der Geräte besetzt, weil sie mit ihrem Freund, der bei ihr übernachtet hatte, eine Sendung auf einem der neuen Privatsender sehen wollte – wenn der Junge eine Schwester hatte. Denn die Zahl der Kinder in Deutschland war zurückgegangen, die Zahl der kinderlosen Paare und der Singles, der Alleinerziehenden und der Patchwork-Familien hingegen hatte zum Entsetzen seiner Großmutter zugenommen. Während auch im nordhessischen Dorf die Landwirtschaft weitgehend aus dem Ortsbild verschwunden war, arbeiteten seine Bewohner mit einiger Wahrscheinlichkeit in einem recht gut bezahlten Dienstleistungsberuf. Sie verfügten über deutlich mehr Freizeit als ihre Eltern 1954. Daß sie am Morgen vor dem Spiel allerdings zur Kirche gegangen waren, das war weit weniger wahrscheinlich.

Da Deutschland an diesem Sonntag zum – wohl auch auf längere Sicht – letzten mal Fußballweltmeister wurde, möchte ich diese kleine, zugegebenermaßen etwas freie Soziologie erfolgreicher deutscher WM-Endspiele im Jahr 1990 abschließen.

Denn es geht ohnehin um etwas anderes: um gesellschaftlich-kulturelle Wandlungsprozesse, in deren Zentrum das steht, was man „Wertewandel“ nennt.

Ebendiese Entwicklungen möchte ich nun zunächst noch einmal etwas systematischer und abstrahierter vorführen.

Dann möchte ich, zweitens, die bisherige Erforschung dieses Gegenstandsbereichs rekapitulieren, wie sie vor allem die sozialwissenschaftliche Forschung geleistet hat, und zugleich ihre Desiderate bestimmen. Von dort aus möchte ich dann drittens das Projekt einer Historischen Wertewandelsforschung vorstellen, das ich hier am Historischen Seminar etablieren möchte. Um Sie indessen nicht bloß mit offenen Fragen in den Empfang zu entlassen, möchte ich abschließend eine kurze zeithistorische Zwischenbilanz skizzieren, die den Wertewandel in die Geschichte der Bundesrepublik einordnet.

I.

„Wertewandel“ und Sozialkultur in der Bundesrepublik

Die soziokulturelle Entwicklung im Zeichen des Wertewandels – in den westlichen Industriegesellschaften insgesamt und vor allem in der Bundesrepublik, auf die ich mich heute beschränke – spielte und spielt sich in wesentlichem Maße im Bereich der Privatheitsformen ab, mit substantiellen öffentlichen und gesellschaftlich-politischen Weiterungen.

Seit den sechziger Jahren hat sich, wie wir schon im nordhessischen Dorf gesehen haben, eine fundamentale Pluralisierung der Privatheitsformen vollzogen, in der sozialen Praxis ebenso wie, eng damit verbunden, hinsichtlich der allgemein akzeptierten Normen und Werte.

Aus der Kernfamilie eines verheirateten Ehepaares mit Kindern, der Norm und auch der Regel in den fünfziger Jahren, bildeten sich allein schon vier Paarkombinationen heraus: nämlich verheiratete und unverheiratete Paare mit und ohne eigene und nicht eigene Kinder. Hinzu kamen die Alleinerziehenden sowie die Alleinlebenden und, neuerdings sozial zumindest offiziell nicht mehr geächtet, homosexuelle Lebensgemeinschaften. Fast alle dieser Lebensformen sind als soziale Massenphänomene ebenso neu wie der Tatbestand der gewollten Kinderlosigkeit als akzeptiertes und sozial üblich gewordenes Phänomen – auf diese Weise haben sich die Geburtenraten seit den sechziger Jahren beinahe halbiert, und die Reproduktion der Gesellschaft um den Faktor 0,7 geht inzwischen in die zweite Generation.

Diese Pluralisierung der Formen des Zusammenlebens steht in enger Wechselwirkung mit einer Fülle von weiteren Entwicklungen, von denen ich vier herausstellen möchte:

Geschlechterbeziehungen, Sexualmoral, Freizeit und Entkirchlichung.

Erstens: die Geschlechterbeziehungen im Zeichen dessen, was ein thesenfreudiger Soziologe die „Entfamiliarisierung der Frau“ genannt hat, jedenfalls ihrer Lösung aus dem Modell der „Ernährer-Hausfrau-Familie“. Die Entwicklung der Geschlechterbeziehungen seit den

sechziger, eher siebziger Jahren zählt zu den tiefstgreifenden Veränderungen in der Geschichte der Bundesrepublik. Politisch zunächst von der „neuen Frauenbewegung“ in den siebziger Jahren aufgebracht, setzte sich der Anspruch auf Gleichberechtigung bzw. den Abbau von geschlechtsspezifischer sozialer Ungleichheit vor allem auf dem Wege einer schrittweisen Veränderung der politischen Kultur durch. Was ich meine, zeigt sich *in nuce* an unserem automatischen Befremden über einen Satz, der im Wahlkampf von 1972 nicht allzu viele störte: „Wir haben die richtigen Männer“, plakatierte die SPD – „Wählen Sie Anke Fuchs“. Der Unterschied zum Jahr, in dem die Bundesrepublik von ihrer ersten Kanzlerin regiert wird, liegt auf der Hand. Daß Angela Merkel dabei um ihre Weiblichkeit wenig Aufhebens macht, macht diesen Wandel nur noch deutlicher.

Und natürlich wird dies durch ein Amt, durch einen Beruf sichtbar. Denn Berufstätigkeit von Frauen war der Kristallisationskern der weiblichen Emanzipation – ganz im Sinne der Moderne, denn im Gegensatz zur vormodernen ständischen Gesellschaft wird gesellschaftlicher Status in der modernen Leistungsgesellschaft nicht durch Geburt, sondern in erster Linie über Erwerbstätigkeit und Berufsposition zugewiesen. Der wirksamste Katalysator dieser Entwicklung war Bildung – insofern waren es in wesentlichem Maße Frauen, die von den Bildungsreformen seit den sechziger und siebziger Jahren profitierten.

Überhaupt die Bildungsreformen: viel wird an Universitäten und Schulen, oft mit gutem Recht, über den Verfall von Bildung und Bildungsinstitutionen lamentiert. Ein anderes wird aber dabei übersehen: nämlich eine gleichzeitige Höherqualifizierung von weiten Teilen der Bevölkerung und somit, in den guten Zeiten der Bundesrepublik, eine allgemeine gesellschaftliche „Umschichtung nach oben“. Zugleich beförderte zunehmende Bildung Individualisierungs- und Pluralisierungstendenzen im Bereich von Werten sowie von Privatheitsformen und Lebensstilen. Damit kommen wir zum Ausgangspunkt zurück und nun zur zweiten Entwicklung.

Indem die sogenannte bürgerliche Kernfamilie nicht mehr den Norm- und den Regelfall darstellte, verlor auch die Institution Ehe an Funktion und Bedeutung. Fand es noch 1967 weniger als ein Viertel der jungen Frauen in Ordnung, mit einem Mann unverheiratet zusammenzuleben, so hatte sich das Verhältnis bereits wenige Jahre später umgekehrt: nun sahen gut drei Viertel nichts dabei. Ehe und Elternschaft entkoppelten sich ebenso wie Partnerschaft überhaupt und Elternschaft, und ebenso Sexualität und Ehe.

Dahinter steht ein Wandel der Sexualmoral, der weit über die sexuelle Befreiung im Umfeld von 1968 und Kommune 1 hinausging, ja auch hier vielmehr durch allgemeine sozialkulturelle Prozesse vorangetrieben wurde, in diesem Falle nicht zuletzt die Massenmedien im Zeitalter des

dualen Rundfunksystems. Allgemein ist eine zunehmende Permissivität festzustellen, sowohl in den Haltungen als auch – dort allerdings, wie die Sexualwissenschaftler gemessen haben, weniger – im Verhalten.

Damit sind wir bei einer dritten Entwicklung: der Freizeitgestaltung im Zeichen anspruchsvoller individualisierter Lebensstile. Freizeit gewann in der sozialen Praxis und mehr noch im Diskurs der achtziger Jahre eine solche Bedeutung, daß Sozialwissenschaftler ihr eine größere Bedeutung für die soziale Struktur der Gesellschaft zuzuschreiben begannen als der materiellen Schichtung. Gerhard Schulzes Gesamtbeschreibung der „Erlebnisgesellschaft“ etwa stammt aus diesem Kontext; ihr Hauptziel lag dabei im „Projekt des schönen Lebens“ samt seinem Erlebnis.

Nun hat sich diese Zustandsbeschreibung in der deutschen Tristesse des frühen 21. Jahrhunderts als Phänomen eines verbleichenden Wohlstands herausgestellt, und nicht nur Peter Scholl-Latour und Peter Hahne haben das Ende der Spaßgesellschaft ausgerufen. In der Tat hat sich mancher Trend der achtziger Jahre inzwischen umgedreht, so daß schon von einem „Wandel des Wertewandels“ gesprochen worden ist. Was sich indessen bislang nicht geändert hat, ist der Rückgang der Geburtenraten: sie sind, mit einem kurzen Zwischenhoch am Ende der neunziger Jahre, seit 1991 in der Tendenz konstant gesunken. Und was ebenfalls bleibt, ist, daß Freizeit in hohem Maße die Religion ersetzt hat. Der Soziologie Heiner Meulemann deutet den gesamten Wertewandel vor diesem Hintergrund als eine „Art zweiter Säkularisierung“.

Das ist die vierte Entwicklung: der Rückgang von Kirchenbindung, am deutlichsten ablesbar an den Kirchenbesucherzahlen, die seit den sechziger Jahren erheblich zurückgegangen sind. Religion ist zunehmend privatisiert worden, und Religiosität ist diffuser geworden – ganz zu schweigen vom sozialistischen Erbe der flächendeckenden Entkirchlichung in den neuen Ländern. Die Kirchen haben an allgemeingesellschaftlicher Normsetzungskompetenz verloren, wie sich im Falle der Sexualmoral oder der Abtreibung zeigte. Zugleich hat der Rückgang an Kirchenbindung Auswirkungen auf die allgemeinen Werthaltungen: wie die Allensbacher Meinungsforscher mit obligat kulturpessimistischem Einschlag festgestellt haben, urteilen kirchlich Gebundene nämlich in vielen gesellschaftlichen Fragen moralisch anders als kirchlich nicht Gebundene: von Abtreibung und Sterbehilfe bis hin zu Steuerhinterziehung und Schwarzfahren.

Weitreichende Auswirkungen des Wertewandels also. Auf seine historische Einordnung werde ich am Ende zurückkommen; zunächst aber möchte ich mich der bisherigen Erforschung des Wertewandels zuwenden.

II.

Synchrone Wertewandelsforschung: Leistungen und Grenzen

Seit dreißig Jahren und mehr handelt eine zunehmend internationale und interdisziplinäre Forschergemeinde von Werten und Wertewandel. Auf dem Wissenschaftsmarkt herrscht ein buntes Treiben, und die Händler rufen so rege durcheinander, so daß schon vor Jahren ein „babylonisches Sprachengewirr“ allein schon von Begriffen und Definitionen vernommen worden ist. Um so mehr gilt dies für Erkenntnisinteressen und Methoden – „Werte und Wertewandel“ werden in unterschiedlicher Münze, ja teils kaum konvertierbaren Währungen gehandelt.

Zunächst: Was sind überhaupt Werte?

180 Definitionen wurden bereits Ende der sechziger Jahre gezählt. Dabei ist es die Definition, die Clyde Kluckhohn bereits 1951 formulierte, die nach wie vor trifft: demzufolge sind Werte „Auffassungen vom Wünschenswerten“ („a conception of the desirable“) – also nicht das Gewünschte, das sind eher die bloßen Bedürfnisse, sondern das Wünschenswerte, also das als *gerechtfertigt Reflektierte* und *Akzeptierte*. Sie sind somit grundlegende Handlungsorientierungen und allgemeine Orientierungsstandards, an denen sowohl Individuen als auch Gruppen ihr Handeln ausrichten – sie stehen also zugleich in engem Zusammenhang mit sozialer Praxis.

Daß Werte keine vorgegebenen Größen darstellen, sondern Produkte gesellschaftlichen Zusammenlebens sind, hatte bereits Friedrich Nietzsche kundgetan und somit alte Gewißheiten erschüttert. Eine systematische empirische Werte- und Wertewandelsforschung erzielte ihren Durchbruch jedoch erst in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Es war vor allem der Amerikaner Ronald Inglehart, der die fundamentalen Veränderungsprozesse zu erfassen suchte, die sich seit den sechziger Jahren in den USA ebenso wie in Deutschland und in anderen westlichen Industriegesellschaften bemerkbar machten. Bis heute raucht Ingleharts internationale, ja globale Wertewandelsfabrik, in der empirische Daten *en masse* gefertigt werden.

Inglehart arbeitete mit einer sogenannten Vier-Item-Skala, die er zu einer Zwölf-Item-Skala erweiterte. Alle wesentlichen Ergebnisse aber bildete die Vierer-Skala ab: sie taxierte die Befragten nach ihren Präferenzen unter vier Werten: stabilen Preisen, Meinungsfreiheit, Ruhe und Ordnung sowie politischer Partizipation. Wer die Prioritäten bei stabilen Preisen sowie Ruhe und Ordnung setzte, war demzufolge reiner Materialist, wer Meinungsfreiheit und

Partizipation den Vorzug gab, galt als reiner Postmaterialist, und dazwischen lagen vier verschiedene Übergangskombinationen.

Postmaterialismus sah Inglehart als den Kern für allgemeine „postmoderne Werteorientierungen“ an, und daher setzte er die Dichotomie Materialismus-Postmaterialismus mit der Dichotomie Moderne-Postmoderne gleich. Später erweiterte er sie um eine zweite Dimension: die Dichotomie traditional versus säkular-rational, die er für den Gegensatz bzw. die Stufenfolge vorindustriell-industriell oder vormodern-modern setzte.

Inglehart hat eine ungeheure Menge an reichhaltigen empirischen Daten zutage gefördert und die Wertewandelsforschung entscheidend vorangetrieben. Zu Recht aber ist seine methodisch-theoretische Grobschlächtigkeit – oder freundlicher: Freihändigkeit – kritisiert worden. Neben manch anderen Einwänden gegen seine theoretischen Prämissen sind es vor allem seine Kategorien – Materialismus und Postmaterialismus –, die in ihrer scharfen Dichotomie verkürzt alternativ ausfallen und, in langfristiger Perspektive, auch zu selektiv und nicht wirklich tragfähig sind – zugespitzt sichtbar etwa an der „Toskana-Fraktion“ bzw. den Postmaterialisten der frühen achtziger, die sich im Börsenboom der späten neunziger ihre Depots eifrig füllten.

Plausibler ist demgegenüber die Kategorisierung von Helmut Klages, der die sogenannte Speyerer Wertewandelsforschung in Deutschland begründete. Er beschrieb die Veränderungen der Präferenzen im gesamtgesellschaftlichen Werte- und Normengefüge seit den mittleren sechziger Jahren als eine Verschiebung von Pflicht- und Akzeptanzwerten – Akzeptanz verstanden als die Hinnahme des Vorfindlichen – hin zu Freiheits- und Selbstentfaltungswerten. Sein zentrales Beispiel ist die Entwicklung der Erziehungswerte: hier stellt er eine „dramatische Scherenbewegung“ seit den mittleren sechziger Jahren fest. Die Wertegruppe „Gehorsam und Unterordnung“ verlor nämlich beharrlich an Bedeutung, wohingegen die Wertegruppe „Selbständigkeit und freier Wille“ in erheblichem Maße an Bedeutung gewann.

Im einzelnen ist damit gemeint, daß Pflicht- und Akzeptanzwerte an Bedeutung verloren:

Disziplin und Leistung, Ordnung und Pflichterfüllung, Verzicht und Treue, Anpassung und Gehorsam, Bindung und Verpflichtung –

stattdessen gewannen Freiheits- und Selbstentfaltungswerte an Wertschätzung und gesamtgesellschaftlicher Verbindlichkeit: partizipatorische Werte wie Freiheit und freier Wille, Selbstbestimmung, Autonomie des Individuums und Emanzipation von Autoritäten, und ebenso tendenziell hedonistische Werte wie Genuß, Erfüllung, Ungebundenheit und Abwechslung.

Klages legt es dabei nicht auf eine scharfe Dichotomie von Wertetypen an, sondern stellt vielmehr Kombinationen von unterschiedlichen Werten fest, Wertsynthesen, die er zu fünf

Wertetypen bündelt: Konventionalisten, nonkonforme Idealisten, perspektivlos Resignierte, aktive Realisten und hedonistische Materialisten.

Überblickt man dreißig Jahre sozialwissenschaftlicher Wertewandelsforschung (die ich hier nur anhand ihrer beiden wichtigsten Protagonisten vorgestellt habe), so zeigt sich, daß sie einen fundamentalen Gegenstand der zeitgenössischen sozialkulturellen Entwicklung thematisiert, wissenschaftlich konzipiert und empirisch reichhaltig aufgearbeitet hat.

Zugleich stellt Helmut Klages selbst fest, daß die Ergebnisse der wegweisenden Speyerer Wertewandelsforschung „durchaus fragmentarisch“ geblieben sind. Überhaupt stößt man wiederholt auf die Selbsteinschätzung innerhalb der sozialwissenschaftlichen

Wertewandelsforschung, an Grenzen angekommen zu sein. Georg Oesterdiekhoff etwa beklagt, daß sie „nur in der *Gegenwartsdiagnose* ein ernstzunehmender Gesprächspartner“ sei, „in der Untersuchung *langfristigen* kulturgeschichtlichen *Wandels*“ hingegen kaum eine Rolle spiele.

Aus der Sicht des *Historikers* sind es zwei Umstände – ihr Erkenntnisinteresse und ihre Methoden –, die der sozialwissenschaftlichen Wertewandelsforschung eine dreifache Beschränkung auferlegen.

Sozialwissenschaftliches Erkenntnisinteresse zielt vorrangig auf eine unmittelbare Erklärung der Gegenwart, auf synchrone Zustandsanalyse mit gegebenenfalls zukunftsorientierter, prognostischer Aussagekapazität. Die Vergangenheit firmiert dabei – wir kommen darauf zurück – in aller Regel als bloße „Gegenwartsvorgeschichte“.

Diese synchrone, gegenwartsorientierte Fixierung gilt auch in methodischer Hinsicht: die sozialwissenschaftliche Wertewandelsforschung bedient sich in aller Regel statistisch-quantifizierender, demoskopischer Daten der survey-Forschung, sie *mißt* Meinungen, Haltungen und Werte anhand standardisierter Interviews. Dies ist zugleich ihre erste Beschränkung: die methodische Beschränkung, wobei auch noch so verfeinerte Meßverfahren vor dem Problem stehen, ob Massenumfragen wirklich Befindlichkeitsäußerungen und tiefergehende Überzeugungen auseinanderhalten können – und auf die jüngsten Pleiten der Meinungsforschung mit ihren Wahlprognosen will ich an dieser Stelle gar nicht eingehen, jedenfalls aber die methodischen Probleme von Umfragen andeuten.

Zugleich lassen sich auf diese Weise nur Gegenstände thematisieren, die statistisch, durch standardisierte Umfragen meßbar sind. Gesellschaftliche und politische Debatten *selbst* etwa entziehen sich diesem Zugriff, so daß in dieser methodischen Beschränkung zugleich eine zweite, eine thematische Beschränkung auf das statistisch-quantifizierend Faßbare liegt.

Und weil die survey-Forschung ihre Daten erst *erheben* muß, kommt als drittes eine zeitliche Beschränkung auf die jeweilige Gegenwart hinzu, jedenfalls mindestens auf die Zeit, für die

Umfragedaten vorliegen. Da dies aber längstensfalls für die Zeit seit den fünfziger, eher den sechziger oder siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Fall ist (und selbst da gibt es erhebliche methodische Probleme, neu erhobene Umfragedaten mit bereits vorliegenden älteren Daten zu vergleichen), ist nur die Postmoderne der Referenzzeitraum der sozialwissenschaftlichen Wertewandelsforschung.

Die bisherige Wertewandelsforschung sitzt also auf der Nadelspitze der Geschichte. Die industriegesellschaftliche Moderne, und überhaupt die Zeit davor, kommt in der Regel nicht vor. Und wenn die historische Dimension thematisiert wird, dann weithin in modellhafter, meist modernisierungstheoretischer Verkürzung –im Sinne eines *linearen* Fortschritts ständig wachsender Autonomie des Menschen –, oder aber im groben Holzschnitt eines pauschalen „vorher – nachher“, zugespitzt: als zurechtgebogene Gegenwartsvorgeschichte.

Das zentrale Defizit der reichhaltigen sozialwissenschaftlichen Wertewandelsforschung liegt also in ihrem Defizit an fundierten Aussagen über die langfristige Dimension und an valider historischer Einordnung des Wertewandels seit den sechziger Jahren. Handelte es sich, so formuliert auch der jüngste Band des monumentalen Historischen Wörterbuchs der Philosophie die große offene Frage, bei den Wertewandeln des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts „nur um kurzfristige Schwankungen oder in der Tat um einen langfristigen Wertewandel“ und historischen Trendbruch?

Hinzu kommen Fragen der Kausalanalyse im Längsschnitt: lassen sich Ursachen des Wertewandels ausmachen, lassen sich Korrelationen mit der materiellen Entwicklung spezifizieren? Und zugleich: wie steht es mit dem Wertewandel im Verhältnis zum allgemeinen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen, gar ökonomischen Wandel – verursacht Wertewandel weiteren Wandel, oder ist Wertewandel eine abgeleitete Folge vorgängiger Entwicklungen?

III.

Projekt ‚Historische Wertewandelsforschung‘

All dies wären Fragen für die Geschichtswissenschaft – zumal wir in historischen Zeiten „Wertsynthesen“ oder „postmaterialistische Orientierungen“ entdecken, die es nach strikter Modernisierungstheorie in der Frühzeit der Moderne oder gar in vormodernen Zeiten eigentlich gar nicht hätte geben dürfen.

Das bürgerliche Familienideal des 19. Jahrhunderts etwa entspricht, indem es private Emotion und das Ideal der Liebesheirat hochschätzte, in Ingleharts Sinne und Diktion dem postmodernen Postmaterialismus. Oder die Reformbewegungen der Jahrhundertwende von der Lebensreform bis zur Reformpädagogik: sie gehörten nach Klages zum Typus des nonkonformen Idealisten, den es aber erst seit den sechziger Jahren gebe.

Überhaupt finden wir vieles, was die Sozialwissenschaften erst auf die jüngste Zeit datieren, bereits in früheren Zeiten – die Frage ist natürlich, in welcher Verbreitung und von welcher gesamtgesellschaftlichen Relevanz. Zugleich stoßen wir auf Brüche und Kontingenzen, auf unerwartete Entwicklungen und Umwege, und keineswegs auf einen linearen Prozeß. Ein einzelnes Beispiel: es gibt Hinweise darauf, daß die öffentliche Toleranz gegenüber heterosexuellen Affären von Politikern im wilhelminischen Kaiserreich durchaus höher war als im aufgeklärten Jahr 1974, als es seine Frauengeschichten waren und die Sorge vor ihrer öffentlichen Wirkung, die den letzten Anlaß für den Rücktritt von Willy Brandt gaben.

Das hat natürlich etwas mit der Struktur der medialen Öffentlichkeit zu tun, aber auch mit der allgemeinen Wertekultur – und jedenfalls deutet es darauf hin, daß in den Tiefen der Vergangenheit Zustände und Entwicklungen von Werten liegen, die über die impliziten Annahmen der Erforschung des Wertewandels seit den sechziger Jahren hinausgehen – und die somit wiederum neues Licht auf die Gegenwart werfen.

Denn um dies hinzuzufügen: wenn ich sagte, das Erkenntnisinteresse der Sozialwissenschaften zielt auf die Gegenwart, dann gilt dies für die Geschichtswissenschaft am letzten Ende auch – allerdings in einem wesentlichen Sinne mittelbarer, im weiten Horizont des vergangenen Werdens und Vergehens. Denn wenn es der Geschichtswissenschaft um die Vergangenheit um ihrer selbst willen geht, dann ist es ebendiese Autonomie der Vergangenheit, die die Gegenwart in einem neuen Licht erscheinen läßt, im Licht des „Neuen und Immergleichen“, wie es Walter Benjamin genannt hat.

In diesem Sinne eröffnen sich Werte und Wertewandel als fruchtbares Feld einer historisch-empirischen Grundlagenforschung, die Problemorientierung mit breitem Quellenstudium verbindet, um abstrahierende, verallgemeinernde Analysen von Ursachen und Entwicklungen einerseits und das Wissen von der bunten Vielfalt vergangener Welten zum anderen miteinander zu verbinden und um den Wertewandel und seinen Wandel in der Gegenwart in historischer Dimension zu erklären und zu verstehen.

Indessen: in der interdisziplinären Kommunität der Wertewandelsforschung ist die Geschichtswissenschaft nicht vertreten. Schauen wir in geschichtswissenschaftliche Lexika, so

finden wir den Begriff „Wert“ wenn überhaupt, dann nur im Hinblick auf „Werturteile“, also in epistemologischer Perspektive, nicht aber als historisches Thema.

Um das Kind aber nicht mit dem Bade auszuschütten: durchaus sind „Werte“ thematisiert worden, am ehesten in der Bürgertumsforschung. Als ein kohärenter historischer Zusammenhang, und zwar als ein Querschnittsthema in historisch-synchroner thematischer Breite ebenso wie, vor allem, als ein Längsschnittsthema in diachroner Perspektive, sind „Werte und Wertewandel“ bislang *kein* Thema der Geschichtswissenschaft. Das scheint sich gerade zu ändern: in Münster ist ein Sonderforschungsbereich eingerichtet worden, der „Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertsysteme“ untersucht, allerdings nur vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution und mit einem Schwerpunkt auf Kommunikation und Symbol. Das gilt auch für den Konstanzer SFB mit dem Titel „Norm und Symbol“, dem es sehr ambitioniert um – ich zitiere aus der Selbstbeschreibung – „symbolische Repräsentation von handlungsorientierenden Konstrukten und Weltdeutungsmustern in ihrer Bedeutung für Aufbau und Reproduktion sozialer Ordnung“ geht und weniger um das, was wir uns gemeinhin – und weniger elaboriert – unter Werten und Wertewandel vorstellen.

Den Wertewandel als Thema der Zeitgeschichte habe ich selbst, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, in meinem Buch über die Geschichte der Bundesrepublik in den siebziger und achtziger Jahren als einen zentralen zeithistorischen Gegenstand herausgestellt. Und gerade dabei bin ich auf die Spur gekommen, daß die historische Dimension ebendieser Entwicklung, der historische Zusammenhang des Wertewandels in der Bundesrepublik und in den westlichen Industriegesellschaften seit den sechziger Jahren, eines der großen Themen für die Forschung ist.

Und deshalb möchte ich hier in Mainz eine „Historische Wertewandelsforschung“ etablieren. An die bisherige sozialwissenschaftliche Wertewandelsforschung knüpft sie natürlich an, im Hinblick auf Fragen, Themen, Begriff und Ansätze. Aber sie soll diese Forschung in dreierlei Hinsicht substantiell erweitern.

- methodisch: historische Wertewandelsforschung über vordemoskopische Zeiten ebenso wie über das Demoskopiezeitalter wird in wesentlichem Maße mit der klassischen historisch-kritischen Methode der qualifizierenden, philologisch-hermeneutischen Textinterpretation arbeiten, um nach den Richtgrößen der Plausibilität und der Widerspruchsfreiheit der Erklärung im Sinne der Repräsentativität vom Besonderen auf das Allgemeine zu schließen. Daß dafür große, ja immense Mengen von Quellen auszuwerten sind, das sind Historiker gewohnt.

- auf diese Weise erschließen sich, zweitens, auch thematisch neue Gegenstandsbereiche, die quantifizierend-demoskopischen Methoden nicht zugänglich sind.
- Und drittens geht es natürlich um die zeitliche Erweiterung: von der Postmoderne auf die gesamte Moderne, auf die moderne Industriegesellschaft, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Westeuropa und den USA durchgesetzt hat. Diesen Zeitrahmen des Projekts könnte man gut und gerne auch noch weiter ziehen – aber wir müssen natürlich auf das Machbare achten, und im Zweifelsfall ist Qualität der schieren Quantität vorzuziehen.

Grundsätzlich geht es dabei um Inhalte und Verläufe, um den Zusammenhang und die Wechselwirkung von Vorstellungen und Ideen einerseits und sozialer Praxis andererseits, sowie um Bedingungen und Ursachen der Wertewandelsprozesse – und dies natürlich anhand konkreter Themen und Entwicklungen.

Der Abiturient von heute, der mühevoll und lustlos und begründen muß, warum er lieber Zivildienst absolviert statt zur Bundeswehr zu gehen, kann sich kaum mehr vorstellen, was eine solche Haltung zu ‚Vaterland‘ und Militär vor hundert Jahren für ihn bedeutet hätte. Über die gängigen Vormeinungen hinaus, die wir alle rasch zur Hand haben, ist erst systematisch zu erarbeiten, wie sich die Einstellungen zu Krieg und Frieden wandelten, die Bedeutung von Werten wie Tapferkeit und Opferbereitschaft, oder das Verhältnis zu Militär und Zivilität, in Deutschland über die Brüche des zwanzigsten Jahrhunderts hinweg und im internationalen Vergleich. Oder das Verständnis vom Staat zwischen Obrigkeitsstaat, Wohlstandsagentur und Bürgerservice, oder auch ein Wert wie der des „Gemeinwohls“.

Hatte der großbürgerliche Familienpatriarch im Berlin des Jahres 1905 so viel Phantasie, sich auszumalen, daß ein Dreivierteljahrhundert später im selben Haus eine WG, ein Doppelverdienerpaar ohne Kinder, eine Patchwork-Familie und ein homosexuelles Pärchen unter einem Dach zusammenleben würden? Konnte sich der von Gouvernante und Hauslehrer gemäßregelte Knabe im Matrosenanzug vor hundert Jahren vorstellen, daß seine Enkel siebzig Jahre später im Kindergarten frei zwischen Angeboten der „offenen Arbeit“ wählen könnten? Privatheitsformen und Erziehungswerte, die hier angesprochen werden, sind ebenso wie Geschlechterbeziehungen und Familien für sich durchaus bereits untersucht worden. Sie formieren sich als wissenschaftlicher Gegenstand in der Perspektive von Werten und Wertewandel aber wieder neu.

Werte und Wertewandel sind ein großes Querschnittsthema durch Politik, Wirtschaft und Gesellschaft: vom Politikerbild über Leitwerte der Unternehmensführung bis zu Werten wie Keuschheit oder dem, was man „Anstand“ nennt, von Werthaltungen, die in Theaterskandalen

zum Ausdruck kommen, bis hin zu medizinethischen Fragen und Kontroversen – Sterilisation, Abtreibung, die nicht nur in den siebziger Jahren ein Thema war, Sterbehilfe und überhaupt der Wert des menschlichen Lebens.

Und schließlich religiöse Werte gegenüber dem modernen Trend zur Säkularisierung. Was hier besonders auffällt ist, daß der freiwilligen, gesellschaftlich generierten Säkularisierung in der Bundesrepublik eine staatlich verordnete Säkularisierung in der DDR gegenüberstand, die zwar im einen Falle radikaler ausfiel als im anderen, in der Tendenz aber durchaus ähnlich. Dies wirft die Frage nach übergreifenden Entwicklungen über politische Trennungen hinweg auf, und auch über die historischen Zäsuren hinweg.

Dabei ist zu differenzieren: Nach 1945 nahmen Glaubenswerte ebenso wie Familienwerte, zumindest kurz- bzw. mittelfristig, in der Bundesrepublik wieder zu, während die militärischen Werte an Bedeutung verloren. Die Frage, die hier anschließt, ist die nach Leitsektoren des Wertewandels: welche Wertegruppen bewegen den Wandel, von welchen Feldern geht er aus? Und ebenso stellt sich die Frage nach gruppenspezifischen Werteentwicklungen. Denn auch wenn militärische Werte allgemein abnahmen, so gab es doch gesellschaftliche Gruppen und Segmente, wo sie mehr als in anderen fortwirkten. Hier ist zu differenzieren zwischen allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklung, dem Hauptstrom und avantgardistischen sowie resistenten Gruppen.

Anhand von zeitlich, gruppenspezifisch und thematisch differenzierten Entwicklungen können wir dann empirisch begründete Ablaufmuster herausarbeiten und die Frage nach Wertewandelsschüben beantworten, über den zwischen den mittleren sechziger und siebziger Jahren hinaus. Zugleich wird es darum gehen, auf empirisch fundierte Weise Korrelationen zwischen Werteentwicklung einerseits und der materiellen und sozialstrukturellen Entwicklung andererseits zu benennen, sprich: den Zusammenhang zwischen Wohlstand und Wertewandel genauer zu fassen.

Schlußendlich stellt sich dann wieder die Frage nach dem Verhältnis von Wertewandel und Moderne – aber nicht in modernisierungstheoretischer Verkürzung, sondern auf einer ganz neuen historisch-empirisch fundierten und differenzierten Basis.

Dieses Projekt ist zeitlich und räumlich zunächst auf Deutschland und die modernen westlichen Industriegesellschaften im Vergleich angelegt. Dies soll anhand von Einzelstudien geschehen, für die, das nur am Rande bemerkt, zunächst natürlich Projektmittel einzuwerben sind. Das Projekt ist dabei auf einen engen internen Diskussionszusammenhang hin angelegt, damit das Ganze mehr wird als die Summe seiner Teile und am Ende eine Synthese über „Werte und Wertewandel in Moderne und Postmoderne“ steht.

Ich will nur andeuten, daß sich um diesen thematischen Kern drei konzentrische Kreise von Erweiterungsmöglichkeiten legen: erstens zeitlich, indem es die Vormoderne einbezieht; zweitens räumlich, nämlich um eine interkulturelle Dimension des Vergleichs über die zunächst gut vergleichbaren westlichen Industriegesellschaften hinaus; und drittens tun sich von den gesicherten historischen Erkenntnissen aus dann neuerliche interdisziplinäre Kooperationsmöglichkeit auf, etwa mit der Trendforschung.

In diesem Zusammenhang noch ein Wort zum Thema Interdisziplinarität, die ja recht verstanden kein Selbstzweck und erst recht kein moderner Geßlerhut sein soll, sondern der Erkenntnis dienen. Das Projekt gewinnt zunächst Themen, Fragen, Konzepte und Ansätze aus der Rezeption und der Auseinandersetzung mit benachbarten Wissenschaften. Wenn wir nun historische Wertewandelsforschung betreiben, dann muß sie aber, um klar konturierte Ergebnisse zu erbringen, auch dezidiert historisch ausgerichtet sein. An diesem Punkt wird also das eintreten, was in interdisziplinären Forschungszusammenhängen üblich ist, daß nämlich eine Disziplin eine Leitfunktion übernimmt, und das ist in diesem Falle diese Historie. Auf dieser Grundlage wiederum sind andere Disziplinen herzlich willkommen, sich in historischer Perspektive einzubringen.

Da die Historische Wertewandelsforschung ergebnisoffen angelegt ist und erst am Anfang steht, läßt sich eine historische Gesamtschau des Wertewandels in Moderne und Postmoderne heute noch nicht leisten. Etwas anderes aber läßt sich leisten, und das möchte ich nun abschließend tun, nämlich eine *zeithistorische* Zwischenbilanz: eine Zwischenbilanz des Wertewandels in der Geschichte der *Bundesrepublik* und eine Zwischenbilanz der bundesdeutschen Geschichte allgemein, die in den letzten Jahren in erhebliche Deutungsturbulenzen geraten ist.

IV.

„Wertewandel“ zwischen Erfolgsgeschichte und Verfallsdiagnose der Bundesrepublik – eine Zwischenbilanz

„Der Abstieg eines Superstars“ wird auf dem deutschen Meinungsforum ausgerufen. Die „deformierte Gesellschaft“ – ich zitiere lediglich aktuelle Buchtitel – schafft den „Befreiungsschlag“ nicht wo doch der „Ruck“ so bitter Not täte – da ist „Schluß mit lustig!“ Die Krisendiagnosen und Schreckensprognosen der deutschen Krankheit zu Beginn des 21. Jahrhunderts stehen in einem eklatanten Widerspruch zur traditionsreichen Selbstwahrnehmung

der Bundesrepublik, der sich auch die Geschichtswissenschaft verschrieben hatte: der „Erfolgsgeschichte“ vom „Modell Deutschland“

Die „Erfolgsgeschichte“ der Bundesrepublik war nicht zuletzt deshalb besonders erfolgreich, weil sie in zwei Versionen erzählt wurde, in der sich alle wesentlichen gesellschaftlich-politischen Strömungen im Lande wiederfinden konnten. Die bürgerliche Variante der „Erfolgsgeschichte“, die Stabilitätsgeschichte, handelte von der Integrationskraft der politischen Institutionen, von der äußeren Sicherheit, dem ökonomischen Erfolg und dem materiellen Wohlstand. Die eher linke Variante, die Liberalisierungsgeschichte, erzählte demgegenüber von Demokratisierung und Emanzipation, von Pluralismus, Individualisierung und Freiheit, vor allem nach 1968. Hier hatte auch der Wertewandel hin zu Freiheits- und Selbstentfaltungswerten seinen Platz. Eingefleischten Konservativen, nicht zuletzt am Bodensee, erschien dies allerdings als die Schattenseite der Erfolgsgeschichte: als Werteverfall.

Allgemein gesehen steht der Wertewandel in einer längerfristigen Tradition, ist doch im Verlauf der Moderne eine grundsätzliche Entwicklung – in dieser Hinsicht ist die Modernisierungstheorie grundsätzlich ganz zutreffend – zunehmender Individualisierung und Pluralisierung zu beobachten. Der oder die Einzelne wird aus vorgegebenen Fixierungen herausgelöst, kann und muß die eigene Biographie somit in höherem Maße selbst gestalten und verantworten, und dies führt zu einer Vielzahl von unterschiedlichen Lebensentwürfen und Lebensläufen.

Die modernen Pluralisierungs- und Individualisierungstendenzen haben sich dann in der Postmoderne radikalisiert. Die Postmoderne setzte sich von der Moderne insbesondere dadurch ab, daß sie den Anspruch auf das Eine und Ganze und das Verbindliche dezidiert aufgab, und zwar zugunsten einer unhintergehbaren Vielfalt, ja Fragmentierung – von der Architektur über die Patchwork-Familie bis hin zur Auflösung geschlossener Wertsysteme, Sinnentwürfe und Weltdeutungen.

Ordnen wir die Konsequenzen des postmodernen Wertewandels nach Aktiva und Passiva, dann liest sich die Bilanz folgendermaßen.

Als wesentliches Aktivum ist ein substantieller Zuwachs an individuellen Freiheitsräumen und Selbstentfaltungsmöglichkeiten zu verbuchen – Möglichkeiten der eigenbestimmten Lebensgestaltung (nicht zuletzt übrigens durch Bildung), oder der Wandel der Erziehungswerte von einem autoritären und gehorsamsorientierten zu einem partnerschaftlichen Umgang mit Kindern, oder der Wandel vom Obrigkeitsstaat zum Bürgerservice.

Eine zum Hedonismus neigende postmoderne Selbstbezüglichkeit führt unterdessen auf die Seite der Passiva hinüber. Dazu zählen verbreitete Orientierungsprobleme, die aus dem Verlust von Bindungen und Verbindlichkeiten, von Ganzheit und Eindeutigkeit zugunsten der unaufhebbar fragmentarischen Vielfalt des „anything goes“ resultieren. In diesem Zusammenhang – oder Nicht-Zusammenhang – liegt auch der Bedeutungsverlust einer Kategorie wie der des Gemeinwohls begründet. Und schließlich ist natürlich die Geburtenentwicklung zu nennen, die unmittelbar mit dem Wertewandel zusammenhängt und die eine ebenso fundamentale wie hochproblematische Strukturentwicklung in Gang gesetzt hat, die weit über die Probleme der sozialen Sicherungssysteme hinaus bis tief in das Selbstverständnis und die Kultur einer überalternden Gesellschaft hineinwirken wird.

In dieser Differenzierung fügt sich die Bilanz des Wertewandels auch in die gemischte Bilanz der Geschichte der Bundesrepublik:

für den rheinischen Kapitalismus zwischen Langfristorientierung und Risikoscheu,
für die soziale Marktwirtschaft zwischen Leistungskraft und Anpassungsversäumnis,
für Verfassung und politisches System zwischen gesellschaftlich-politischem Konsens und Stabilität einerseits und blockierter Schwebbeweglichkeit sowie langfristiger Reformunfähigkeit andererseits,
für den Sozialstaat zwischen sozialer Integration und struktureller Überforderung,
für den Parteienstaat zwischen gesellschaftlicher Durchdringung des Staates und überdehntem Einfluß der Parteien, zwischen Demokratie und Kurzfristperspektive der politischen Elite ebenso wie des Wählerwillens,
und für die Gesellschaft zwischen Massenwohlstand und Anspruchsdenken, zwischen Gleichberechtigung der Geschlechter und Geburtenrückgang.

Eine solch differenzierende Bestandsaufnahme liest sich *weder* als affirmative Erfolgsgeschichte noch als alarmistische Krisenvorgeschichte. Sie ist sicher weniger plakativ und weniger publikumswirksam. Abwägende Differenzierung und gründliches Nachdenken aber, statt marktgängiger Zeitgeistigkeit des allzu Einfachen, bleibt der Anspruch der historischen Wissenschaft.

Und eine solche historische Besinnung hütet sich auch vor selbstgewiß verkündeten Zukunftsprognosen, ja sie widerspricht ihnen aus der Erfahrung heraus, daß diese vermeintlich sichere Zukunft so eben nicht gekommen ist: sei es der ewige Fortschritt der sechziger Jahre, sei es der sichere Atomtod der späten siebziger, sei es Ronald Ingleharts Wertevorausberechnung aus den achtziger Jahren, um die Jahrtausendwende werde die Welt

voll von Postmaterialisten sein – und dasselbe gilt, aller Voraussicht, jedenfalls aller Erfahrung nach, auch für die derzeitige Prognose des deutschen Untergangs.

In solchem Widerspruch gegen das eben nur vermeintlich Sichere, in der oft unbequemen intellektuellen Unabhängigkeit, in der Offenheit für das Andere im weiten Horizont des Möglichen, die Offenheit dafür, daß alles eben auch ganz anders sein kann – darin liegt, gegen alle kurzsichtige Anwendungsorientierung, der wesentliche Vorzug der Geschichtswissenschaft, und ihr Nutzen für die Gegenwart.

Und wenn es stimmt, was über den jüngsten „Wandel des Wertewandels“ gesagt wird, wenn möglicherweise in veränderten Zeiten ein neuer „Hunger nach Ganzheit“ ausbricht, wie er sich im *Hype* um den neuen Papst artikulieren mag – dann, und nicht nur dann, mag man gespannt sein, im Hinblick auf den Wertewandel ebenso wie in sportlicher Hinsicht, auf den 9. Juli 2006, das Finale in Berlin und im Pfarrhaus in Nordhessen.